

EIN BUCH UND SEINE GESCHICHTE Es war einmal im Fernen Osten

AUFBRUCH INS LICHT

Elend und Hunger prägten die Kindheit der britischen Autorin Xiaolu Guo in China. In ihrer hochspannenden Autobiografie erzählt sie, wie sie über schier unüberwindbare Grenzen ging – und mithilfe eines englischen Wörterbuchs Schriftstellerin wurde

TEXT Katja Nefle Bode

So richtig glauben kann man nicht, dass man mit Xiaolu Guo an einem Wintervormittag gemeinsam an einem Tisch in einer großen, chaotischen und lichten Küche im Londoner Stadtteil Hackney sitzt. So stark sind einem noch die Anfangsszenen im Kopf, die sie in ihrem Buch „Es war einmal im Fernen Osten“ schildert: über ein kleines Mädchen, das in einem kargen Fischerdorf an der ostchinesischen Küste eine furchterregende Kindheit erlebte. Das einen depressiven, brutalen Großvater hatte und eine winzige Großmutter mit eingebundenen Füßen, die von ihrem Mann miss-handelt wurde. „Meine Großeltern führten eine schreckliche Ehe“, heißt es im Buch. „Großvater verprügelte seine Frau fast täglich, und zwar we-

gen Kleinigkeiten, mal holte sie ihm nicht schnell genug die Streichhölzer, wenn er rauchen wollte, dann wieder schmeckte ihm ihr Essen nicht, oder sie war nicht in der Küche, wenn er Hunger hatte. Manchmal prügelte er sie auch ganz ohne Grund. Er trat gegen ihre kurzen dünnen Beine, schubste sie und stieß sie zu Boden.“

Das Kind, das in dieser archaischen und jämmerlichen Welt zwischen diesen zwei zerrütteten Seelen seltsamerweise nicht verzagte, sitzt nun hier als Erwachsene auf einem Küchenstuhl mit rotem Polster – der wärmende Geruch einer Suppe mit Karotten, Knoblauch, Petersilie und Soetang zieht durch den Raum. Xiaolu Guo spricht in schnell sprudelndem und knappem Englisch von der unfassbar weiten Reise, die sie aus dem kargen Shitang in eine WG im Londoner East End ver-

Foto: Jonathan Wang/South China Morning Post



Oft sah die Enkelin
ihre Großmutter weinen
oder zu einer kleinen
Statue beten, zu Guan Yin,
der Göttin
der Barmherzigkeit

schlug. Und das Leben, das sich damals im China der 70er-Jahre in dem abgeschotteten Küstenort abspielte, scheint nicht Jahrzehnte, sondern Jahrhunderte zurückzuliegen. „Die Generation meiner Großmutter gehörte im Grunde noch dem konfuzianischen, feudalen China an, das Jahrtausende herrschte. Und eine patriarchale Ordnung hatte, in der Frauen immer gedemütigt wurden und sich dem Leben anderer unterordnen mussten“, schreibt Guo. Oft sah die Enkelin ihre Großmutter weinen oder zu einer kleinen Statue beten, zu Guan Yin, der Göttin der Barmherzigkeit. Einmal sagte sie zu ihr: „Xiaolu, ich habe eine Hundeleben, das sich kaum zu leben lohnt.“

In einer lakonischen Poesie, sehr direkt, sehr bildhaft, beschreibt Guo ihre Kindheit zwischen düsterem Schrecken, Hunger und der flackernden Leuchtkraft dieser Großmutter, die mit zwölf für ein paar Säcke Reis an ihren zukünftigen Mann verkauft worden war und trotz allem dem kleinen Mädchen so etwas wie Wärme und Kraft vermittelte. Da ist die Szene, als die alte Frau ihr einen Eislutscher kauft, „natürlich die billigste Sorte, die nur aus Zuckerwasser bestand. Sie hatte den Lutscher in ihr schmutziges Taschentuch gewickelt, in das sie ihren Lungenschleim hustete, und war mich in der sengenden Hitze des Sommernachmittags suchen gegangen, um mir das kleine Stück Eis zu bringen“. Viele Jahre später wird Guo klar, dass das, was die Großmutter empfand, wohl Liebe war. „Auch wenn ich damals nicht wusste, was Liebe bedeutete. Liebe – so etwas gab es bei uns nicht, zumindest wurde nicht darüber geredet.“ Was an dieser Geschichte so ergreift: wie ein Mensch, eine heranwachsende Frau, versucht, Bedeutung zu bekommen. In einem Land, einem System, aber auch einer frauenfeindlichen Kultur, in der man maximal ein unbedeutendes Rädchen

im Getriebe sein darf. Das ist erschütternd, wenn man vergleicht, wie viel Sinn, Selbstverwirklichung und Zuneigung wir in unserer westlichen Welt einfordern dürfen. Andererseits atemberaubend, wie ein kleiner Mensch es schafft, schier Unüberwindbares hinter sich zu lassen.

In der kleinen Xiaolu wohnt eine schwer erklärbare Sehnsucht nach „einer Welt da draußen“. Noch heute rätselt sie darüber, woher die Sehnsucht eigentlich kam. „Ich vermute da eine Art genetische Verzweiflung, eine Erinnerung in meiner DNA, die starke Bilder in mir erzeugte. Das ist seltsam, denn ich hatte damals ja kein Buch gelesen, es gab kein Fernsehen, nichts. Und doch war da ein ganz starker Drang.“ Mit vielleicht sieben schleppt die Großmutter das Mädchen zu einem verfallenen Tempel, in dem ein schmutziger, unheimlicher Mönch haust. Er wird Xiaolu sagen, dass sie „eine Bauernkriegerin“ sei, und prophezeien, dass sie „über das Meer fahren und die neun Kontinente bereisen“ werde. Sie glaubt nichts davon. Zur gleichen Zeit erfährt sie, dass ihr Vater und ihr Großvater vermutlich von den Hui, einem muslimischen Mongolenvolk, abstammen. Ein Zeichen, dass in ihr das Blut einer wilden und unstillen Nomadin fließt? Sie konnte das nie nachprüfen – die Kulturrevolution zerstörte in ihrer Raserei die großen Archive im Land.

Kurz darauf macht sie sich tatsächlich auf ihre erste Reise. Sie führt sie in die große Stadt Wenling: Ihre Eltern holen sie zu sich. Ein Schock für das Kind. Die Großmutter bleibt allein zurück – der Großvater hatte sich eines Nachts mit Alkohol und DDT vergiftet und umgebracht. Es wird für Guo eine strapaziöse und seelisch herausfordernde Zeit bei den Eltern. Die Mutter ist eine kaputte, grobe Seele. Sie gehörte in den 60er-Jahren zu Maos Roten Garden – jener Propaganda-Truppe, die pöbelnd

**»ICH WUSSTE
DAMALS NICHT,
WAS LIEBE BEDEUTETE.
LIEBE – SO ETWAS
GAB ES BEI UNS NICHT,
ZUMINDEST
WURDE NICHT DARÜBER
GEREDET.«**



Die Mutter ist eine kaputte, grobe Seele. Sie ist Arbeiterin in einer Seidenfabrik und hat für die Tochter nur Verachtung übrig

durchs Land zog, um „die Massen zu erziehen“ und Parolen wie „Unwissenheit ist Stolz“ unters Volk zu bringen. Jetzt ist sie Arbeiterin in einer Seidenfabrik und hat für die Tochter nur Verachtung übrig. Sie versucht, das Kind im Haus wegzusperren, prügelt sie aus dem geringsten Anlass, enthält ihr Lebensmittelrationen vor, die sie dem älteren Bruder zuschiebt. „Mein Dauerhunger wurde zu einer Manie. Ich war fast schon zwanghaft immer auf der Suche nach Essen“, heißt es im Buch. „Ich aß alles, was mir in die Hände fiel oder was ich fangen konnte: Ich stellte Vogelfallen auf, fing Kröten, jagte wilden Hühnern hinterher und nagte an den harten Wurzeln von Zuckerrohrpflanzen.“

Guos Vater, ein melancholischer Landschaftsmaler, kann ihr damals nicht helfen. Er respektiert das mütterliche Regiment zu Hause, teils aus Schwäche, teils aus Bequemlichkeit. „Die chinesischen Männer sind sehr passive Charaktere, auch wenn sie vorgeben, die dominante Kraft zu sein. Die Frauen sind eindeutig die resilienteren Figuren“, beschreibt die Autorin das Kräfteverhältnis, das auch auf ihre Eltern zutraf. Als Teenager hasst sie ihre Mutter so sehr, dass sie wünscht, „sie würde zwischen zwei Autos zerdrückt werden oder in einer Naturkatastrophe umkommen“. Es ist der Vater, der sie in dem reglementierten Leben des kommunistischen Wohnhofs mit seiner Begeisterung für Weltliteratur und Malerei den vorausgesagten „neun Kontinenten“ zutreibt. Sie liest Ernest Hemingway, Thomas Mann, die Biografie Vincent van Goghs. Und beginnt, schwärmerische „Nebelgedichte“ zu schreiben. Sie durchschaut, dass die Kunst „ein Fluchtort ist, wo man nicht politisch sein muss, nicht überprüfen kann, ob man moralisch richtig handelt“.

**»ES GAB IN CHINA
IN DEN 60ERN KEINE
FRAUENBEWEGUNG,
KEINE SEXUELLE
BEFREIUNG.
WIR VERSUCHTEN,
UNSERE KÖPFE FREIZU-
BEKOMMEN, ABER
UNSERE KÖRPER BLIEBEN
IM 19. JAHRHUNDERT
STECKEN.«**

Als Guo 19 ist und die Enge des Elternhauses nicht mehr erträgt, bewirbt sie sich für einen Platz auf der Filmhochschule in Peking. „Genauso gut hätte ich sagen können, ich wolle Astronautin werden und in einem Raumschiff zum Mond fliegen. Meine Entscheidung überraschte sogar meinen Vater.“ Wie eine Verrückte und mit krasser Disziplin studiert sie das russische Kino, Bertolt Brecht, die Filme von Orson Welles, die Komödien von Billy Wilder. „Ich wollte es schaffen, selbst wenn es sich anfühlte, als würde ich Nägel in meinen Kopf hämmern.“ Beim ersten Mal fällt sie durch die Aufnahmeprüfung. Sie wird es ein zweites Mal versuchen – und kommt durch. „Ich schwebte im siebten Himmel. Ich hatte siebentausend Bewerber aus ganz China geschlagen und mir einen Platz an der Kunsthochschule erkämpft.“ Einen von insgesamt sieben Plätzen.

Fast atemlos durchfliegt man Seite für Seite die Lebensgeschichte dieser jungen Frau, die nicht nur mit ihrer kalten Mutter, sondern mit einem noch viel kälteren System kämpft. Man wird von einer Vergewaltigung und einer schaurigen Abtreibung lesen. Erlebnisse, die nicht ungewöhnlich für viele Frauen im Fernen Osten sind. Ganz sachlich und nichts vertuschend beschreibt Guo, wie schwer es bis heute für Chinesinnen ist, ihren Körper als physisch stark und unangreifbar wahrzunehmen. „Klar wurde im maoistischen China ständig von Befreiung geschrien. Aber es gab dort in den 60ern keine Frauenbewegung, keinen Feminismus, keine sexuelle Befreiung. Udenkbar. Wir versuchten vielleicht, unsere Köpfe freizubekommen, aber unsere Körper blieben im 19. Jahrhundert stecken.“ In Peking wird sie schwimmen lernen, zum ersten Mal in den Spiegel schauen, sich einen altmodischen Badeanzug kaufen und sich dorthin tasten, wo sie



Mit 30 bricht sie nach London auf. England erscheint ihr zwar schrecklich öde und kalt. Aber sie bleibt

eine „Befreiung von Scham“, ein „herrliches Körpergefühl“ empfindet.

Eine Therapie hat Guo nie gemacht. Sie kommt von selbst darauf zu sprechen, als man sie fragt, wie es ihr gelungen sei, das Düstere und die Verletzungen ihrer Jugend abzustreifen. „Ich hätte nie einen Therapeuten aufgesucht. Das mag daran liegen, dass ich mich grundsätzlich nicht in der Vergangenheit suhle. Ich hatte nie Lust darauf, dass mich mein Drama auffrisst.“ Sie habe sich entschieden, Schmerz und Trauer in Energie umzuwandeln. Sie löst die heftigen Knoten der Vergangenheit, indem sie schreibt. „Mein Kleinsein, meine Schmerzen, auch meine körperlichen Narben waren immer völlig unwichtig im Vergleich zu meinen Träumen. Ich wollte Dichterin in New York werden, einen literarischen Salon eröffnen wie im Berlin der 20er-Jahre, Filme drehen wie Fassbinder.

Ich war immer auf großer Mission. Dabei habe ich komplett vergessen, ob es mir gut ging oder nicht.“ Wie die Frau, die in ihrem hübschen roten Pulli, schwarzem Minirock und Pantoffeln durch ihre Küche wirbelt, einem das darlegt, hat das große Überzeugungskraft. „Vielleicht klingt es brutal, aber vergessen Sie nicht, ich bin Chinesin“, fügt sie mit einem ironischen Lächeln an. Mit knapp 30 bricht sie, viele Kämpfe liegen da hinter ihr, nach London auf: Sie hat ein Auslandsstipendium ergattert. England erscheint ihr zwar in den ersten Jahren schrecklich öde und kalt. Aber sie bleibt. Und sie schreibt in der grauenhaft fremden Sprache – mithilfe eines Wörterbuchs – tatsächlich einen Roman, den sie an einen Agenten schickt. Wenig später wird ihr Random House anbieten, das Buch zu verlegen – ein literarisches Wunder! Denn „wie konnte eine chinesische Autorin, die noch nicht einmal richtig Englisch

sprach und eigentlich gerade erst aus dem Flugzeug gestiegen war, ein englischsprachiges Buch veröffentlichen“?

15 Jahre ist das her. Seither hat Guo viele Bücher geschrieben. Die chinesische Staatsangehörigkeit hat sie inzwischen verloren. In England hat sie sich in Steve, einen australischen Philosophen, verliebt und vor vier Jahren eine Tochter mit ihm bekommen. Eine deutsche Feministin, gut 65 Jahre alt, hatte ihr eines Nachts in einer Berliner Kellerbar geraten: „Mach nicht den gleichen Fehler wie wir. Und beraube dich nicht der körperlichen Möglichkeit, ein Kind auf die Welt zu bringen. Wir waren so militant gegen alles Weibliche und verwechselten das mit Freiheit.“ Dabei wollte sie gar keine Kinder, sagt Guo. „In China hätte ich nie welche bekommen. Warum Kinder in so eine verdammte Welt setzen?, dachte ich immer“ Und dann das: Als ihre Tochter zur Welt kam, erfasste sie eine „große Hoffnung, unglaubliche Freude“.

„Das ist die tiefgreifendste Transformation, die ich je erfahren habe.“ So ist sie Schriftstellerin, Filmemacherin, Liebende und Mutter geworden – und eine Nomadin geblieben. Es vergeht keine Woche, in der sie nicht auf Reisen geht. „Auch wenn ich viel friedlicher geworden bin und es mich beruhigt, die schöne rote Wand in meinem Wohnzimmer anzuschauen“, sagt sie. „Ich habe immer wieder diesen Drang aufzubrechen.“ □

**»MEIN KLEINSEIN,
MEINE SCHMERZEN,
AUCH MEINE
KÖRPERLICHEN NARBEN
WAREN IMMER
VÖLLIG UNWICHTIG
IM VERGLEICH
ZU MEINEN TRÄUMEN.
ICH WAR IMMER
AUF GROSSER MISSION«**



DAS BUCH

Xiaolu Guo: „Es war einmal im Fernen Osten“. 356 S., 24 Euro, Knaus